

(Nachdruck verboten.)

## 4) Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

„Nimm' Dich wenigstens vor den Dienstboten zusammen. Auf Deinem Zimmer wein', so viel Du willst!“

Magda fuhr sich über die Augen, denn das Mädchen kam mit der Suppe.

„Darf ich Dir ein Glas Wein einschenken?“ fragte er sehr höflich, als das Mädchen ins Zimmer trat.

Sie wollte eigentlich nein sagen, aber dann würde er so zornig werden, daß er sich vor dem Mädchen vergäße. Also sagte sie ja.

Als das Mädchen draußen war, während sie die Suppe aufschöpfte, sagte er: „Ja, ja, weiter weißt Du nichts! Wenn Du doch mal nein sagtest! Wenn Du Dich doch mal wehren wolltest! Ja, ja, das ist ja zum verrückt werden!“

Sie schwieg. Das hätte sie einmal wagen sollen. Er würde sie geschlagen haben. Nicht aus Schlechtigkeit, einfach aus Jähzorn. Aber schlagen ließ sie sich nicht, lieber . . . lieber . . . !

„Was machst Du denn wieder für Augen? Möchtest mich wohl am liebsten vergiften?“

Er aß mit großem Eifer. Sie nippte nur. Ihr war aller Appetit vergangen.

„So ist doch wenigstens, daß Du dider wirst! Meinst Du, es wäre ein Vergnügen, so ne magre Frau zu haben?“

Sie erhob sich. Er sprang auf und griff sie am Handgelenk. Er presste sie auf ihren Sitz zurück.

„Wenn Du wagst, wenn Du Dich unterstellst, mir vom Tisch fortzulassen, dann sollst Du was erleben!“

Er setzte sich wieder und wurde ein wenig ruhiger. Er fühlte selbst, daß er zu heftig geworden war. Aber warum reizte sie ihn auch immer so unsäglich durch ihre ganze, passive Art.

Schweigend aßen sie die Suppe, schweigend ließen sie den Braten kommen, schweigend tranchierte er ihn, schweigend begannen sie zu essen.

„So sag doch endlich mal was, so sprich doch was!“

Sie suchte krampfhaft nach einem Gesprächsthema und würgte an ihrem Bratenstück. Endlich fiel ihr etwas ein.

„Kennst Du die Frau Schmidt vorn im Dorf?“

„Waaa . . .?“

„Sie hat nicht den besten Ruf.“

„Ach die! Was ist mit der?“ Er war fast ein bißchen verlegen. Sie achtete nicht darauf.

„Ich wollte vorhin an ihr vorbei, sie sah mich aber so unverkämmt an, daß ich es ließ.“

„Läßt Dich von der ins Borhorn jagen?“

„Das nicht, aber es ist auch gar zu dreist von ihr.“

„So hör' doch endlich auf damit!“

„Ich soll doch reden.“

„Weißt Du denn nichts andres, nichts besseres?“

Sie schwieg wieder. Diesmal ließ er sie in Ruhe.

Als der Nachtsich kam, fragte er noch einmal: „Also, Du gehst morgen zu Obersförsters?“

„Ja“, entgegnete sie zum dritten Mal.

„Sei auch vergnügt, geh aus Dir heraus, lach, amüsiere Dich!“

„Als wenn man das so auf Kommando könnte.“

Er blieb wirklich immer noch ruhig.

„Gieb Dir ein wenig Mühe, dann geht's schon. Du bist doch jung, so was macht doch allen Frauen Spaß.“

Sie antwortete darauf nicht.

Endlich war die Mahlzeit fertig. Sie sah ihn heimlich von der Seite an, aber er merkte es doch.

„Kannst ruhig gehen, wenn Du willst, ich halte Dich nicht.“

Sie stand auf.

„Hast's ja sehr eilig!“ Es klang ärgerlich. „Daß Du gerade viel Rücksicht auf mich nimmst, kann kein Mensch fagen!“

Sie verließ schnell das Zimmer. Er machte erst eine

Bewegung, als wollte er sie zurückrufen, dann ließ er es aber.

Er schenkte sich noch ein Glas Wein ein, trank und ließ auf und ab. Ihn genierten die knarrenden Stiefel nicht im Geringsten. So recht angenehm war es ihm freilich auch nicht zu Sinn.

„Later von gestern Nacht“, brummte er.

Und dann, ja, er ärgerte sich auch über sich selbst, daß er sich wieder einmal so hatte hinreißen lassen. Wenn er irgend konnte, behandelte er Magda kühl-höflich oder ironisch, aber es gelang ihm leider selten. Heute nun schon gar nicht, wo noch der Alkohol von gestern in seinem Kopf rumorte.

Plötzlich stand er still. Was hatte sie nach der Frau Schmidt gefragt? War das absichtlich geschehen, sollte sie etwas wissen, sollte ihn jemand verkratscht haben? Jedenfalls würde er der dummen Person sagen, daß sie sich anständig gegen seine Frau zu benehmen habe. Sonst soll's ihr schlecht gehn! Sonst sollte sie ihn kennen lernen!! So ein Schaf!

Wenn Magda nun etwas wüßte? Halt, konnte das nicht vielleicht einen Scheidungsgrund geben? Dessen mußte er sich vor allem vergewissern. Noch heute abend würde er den Amtsrichter fragen. Das konnte er noch nicht brauchen. Ihr Kapital mußte er noch eine Weile haben. Sonst, er knirschte grünnig mit den Zähnen, sonst, . . . er ließ sie lieber heut als morgen laufen.

Was hatte er denn von ihr? Er machte doch wahrhaftig keine zu großen Ansprüche an eine Frau. Ein bißchen Unterhaltung, ein bißchen Liebe, ein bißchen Oberaufsicht über den Haushalt, das war alles. Und nicht mal das leistete sie.

Doch nein, er wollte nicht ungerecht sein, die Oberaufsicht führte sie gut, aber in den zwei andern Punkten fehlte es sehr.

Er war jung und kräftig. Konnte es ihm da einer verdenken, wenn er sich anderswo schadlos hielt? „In der Not frisst der Teufel Fliegen“, murmelte er. Eine jüngere als die Frau Schmidt wäre ihm auch lieber gewesen. Aber woher nehmen und nicht stehlen? Die Fabrikmädels kamen nicht in Betracht. Daß die dann frech würden! Nein, so dumm war er nicht.

Er halte die Fäuste zum Fenster hinaus: „Glaubes Nest!“ Wie er es haßte, wie es oft in ihm zuckte, dem ganzen Kram einen Tritt zu geben und sich fort zu machen nach Berlin, München, Wien oder so und genießen, genießen! Er hatte ja den Körper dazu. Und wenn es nicht mehr ging, eine Kugel in den Kopf und ab! Nur erst leben und genießen, was es gab.

In zwei Jahren war es so weit. Keine zehn Pferde sollten ihn dann hier zurückhalten . . . Da konnte sein jüngerer Bruder das Werk übernehmen. Und scheiden würde er sich dann auch lassen, sofort. Aber nicht früher. Um keinen Preis. Bis dahin würde das Werk florieren.

Sechs Jahre waren es jetzt, daß er auf die Universität gegangen, um Jura zu studieren, angeblich wenigstens. Gerade krank er mit vollen Jügen aus allen Genüssen Berlins, da starb sein älterer Bruder, der bis dahin hier gelebt und geleitet hatte, weil der Vater alt und schwach geworden.

Nun sollte er wieder zurück. Er sträubte sich auf das heftigste. Es dünkte ihm unmöglich, wieder hier zu leben, wo alles so eng und dumpf war, wo man selbst die Natur nur drei Monate einigermaßen ertragen konnte, denn sonst war es immer nebelig, bewölkt, regnerisch, oder Schnee und Eis.

Schließlich kehrte er doch zurück, als ihm der Vater versprach, es solle nur für so lange sein, bis der jüngste der drei Brüder fertig wäre. Daneben aber bestimmte ihn noch dies: Uebernahm er das Werk nicht, so war es nicht ausgeschlossen, daß es mit der Zeit ernstliche Geldverlegenheiten gab, und dann würde er vielleicht nie mehr etwas vom Leben haben können. So kehrte er denn zurück in den Nebel, in die Enge.

Sein Ueberschuß an physischer Kraft, nun er nicht mehr im Genießen ausgegeben werden konnte, suchte sich zuerst den Ausweg, daß Otto mit aller Macht das Werk vergrößerte, mehr als die augenblicklichen Mittel erlaubten, zumal ungünstige Zeiten waren.

Da erinnerte ihn der Vater an die Braut, an die er bis dahin so gut wie nie gedacht hatte. Persönlich kannte er sie überhaupt noch nicht. Auf einer Photographie, die er besaß, sah sie zwar nicht „schön“ aus nach seinen Begriffen, aber das Bild war schon alt, sie konnte inzwischen immerhin noch „schön“ geworden sein. Vor allem aber hatte sie Geld, und alle Beteiligten wünschten, daß es in der Familie bliebe, daß es kein Fremder erheirate.

Er reiste hin, er sah die Braut an. Er war sehr enttäuscht. Am liebsten hätte er sie nun doch nicht geheiratet. Aber das Geld! Er brauchte es nötig und kam so am billigsten dazu. Er mußte die Fabrik durch die ungünstigen Zeiten durchbringen, schon wegen später, wenn er „frei“ war. Er wußte ganz gut, daß es keine angenehme Ehe werden würde, aber er heiratete Magda doch, er mußte ja.

Es ging freilich noch viel schlechter, als er gedacht. Hätte er das zuvor gewußt, entschuldigte er sich vor sich selbst, würde er doch nicht so leicht auf den Handel eingegangen sein.

Da er keine Schwestern besaß, kannte er bis dahin so gut wie kein Mädchen aus den „besseren“ Ständen, diese meist bleichsüchtigen, oft so schwächlichen Geschöpfe, die nicht mehr genug Blut in den Adern haben, weil die Väter es schon auf Generationen im voraus für sich verbraucht. Er hatte bis dahin nur mit „andren“ Mädchen verkehrt, die waren wie er und das Leben kannten. Jetzt wurde ihm auf einmal ein Wesen in die Arme geworfen, das von gar nichts wußte.

Mein Gott, sie that ihm ja auch Leid, oft sogar sehr, er war ja garnicht so schlimm, wie es leicht aussah, wenn er gereizt wurde. Er hatte zu Zeiten auch die allerbesten Vorsätze. Aber was half es! Wenn er dies schwächliche Geschöpf nur sah, packte ihn, den Lebensvollen, schon eine stille Wut, daß er an so etwas gebunden war. Aber das Geld, das Geld! Da hieß es aushalten, bis der jüngere Bruder einspringen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Hartlebens „Rosenmontag“.

(Deutsches Theater.)

In Hartleben kämpft offenbar ein feiner Poet mit einem — nun, mit einem nicht feinen Theatraliker. Hier und da fällt ein Wort von feinstem, satirischen Reiz: Man freut sich an dem Humor und an der Sprachkunst, die das Werk geschaffen haben, um nach einiger Zeit wieder durch brutale Theatermacher gepeinigt zu werden. Ganz rein und ganz fein ist künstlerisch eigentlich nur die „Sittliche Forderung“. In dieser kleinen, aber köstlichen Arbeit finden wir den Hartleben wieder, dessen Grazie und decente Sprachbehandlung wir in seinen Humoresken bewundert haben. Ich kann das Stück nie sehen, ohne daß wieder die alte Hoffnung in mir lebendig wird — Hartleben wird uns noch einmal das seltene Glück einer Komödie bescherehen, die diesen Namen verdient. In seinem „wahrhaft guten Menschen“ hat er es offenbar versucht. Er hat hier auch ein goldenes Motiv gefunden, ein Motiv, das in seiner humoristischen Tiefe ganz allein beweist, daß hier ein Dichter am Schreibe-tisch saß. Nicht sowohl einige unmögliche Episoden — das sind schließlich Einzelheiten — als vielmehr die Führung der Handlung vernichtet das Stück. Die Arbeiterepisode ist beispielsweise im Sinne eines äußerlichen Realismus gewiß unmöglich und der äußerliche Realismus ist ja heute vielfach Trumpf. Hartleben kann aber doch einwenden, daß der tiefere dichterische Gedanke der Scene durchaus zutreffend ist. Daß die Arbeiter dem unklaren Helden ihr klares und hartes Kampfsprogramm entgegensetzen, ist glücklicherweise durchaus realistisch gedacht, und Hartleben will ja schließlich auch nicht die Arbeiter, sondern die charakterlose Güte des Helden ins Unrecht setzen. Wie sehr er sich dabei auch in der äußerlichen Gestaltung vergriffen haben mag, eine wie unmögliche Situation er auch für die Scene geschaffen hat — vernichtet wird eine Dichtung durch so etwas nicht. Dazu muß ein Grundfehler vorhanden sein, und der ist allerdings vorhanden, indem die Handlung schließlich in Ernst umschlägt, nicht in den Ernst des Humors, sondern in den pathetischen Ernst, in den reinen Ernst, der mit der Komödie nichts mehr zu thun hat. Wir haben etwas länger bei dem Stück verweilt, einmal weil es ein Schmerzenskind des Dichters ist, und dann um auszusprechen, daß wir in dieser erfolglosen Arbeit immer noch mehr Kunst finden, als in dem erfolgreichen „Rosenmontag“. Wenn jemand daraus den Schluß ziehen sollte, daß uns der äußere Erfolg für die ästhetische Wertschätzung gleichgültig erscheint, würden wir nicht zu opponieren wagen.

Die theatralischen Wirkungen im „Rosenmontag“ erklären sich am Ende aus dem Umstand, daß Hartlebens feines Talent im Grunde epischer Natur ist. Er weiß sehr wohl, daß man mit Feinheiten keinen Theaterabend bestreiten kann, und greift

so zu gewaltsamen Mitteln, um wenigstens Spannung und Effekt zu erzielen, da ihm die dramatischen Wirkungen nur einmal nicht zwanglos zuwachsen. Es ist nicht schwer zu begreifen und auch sehr leicht zu entschuldigen, daß er trotzdem für die Bühne schreiben will. Die Bühne steht im Mittelpunkt des ästhetischen Interesses, was an und für sich gar kein schlechtes Zeichen zu sein braucht. Wenn aber die Leute, die für teures Geld ins Theater laufen, für den Buchhandel verloren sind, wenn sie es nicht mehr fertig bringen, in ihrer stillen Stube ein Buch zu lesen und so das Bücherschreiben zu einem melancholischen Gewerbe machen — dann haben sie allerdings den Verdacht gegen sich, daß sie nur Amüsement, Fohergeschwäg und Zerstreuung suchen. Das zweifellose Aufblühen unrer Theater ist somit eine Medaille, die eine recht bedenkliche Rehrseite hat. Diese Erwägung kann natürlich nichts daran ändern, daß unsre jungen Talente zum Theater strömen, und man müßte ein sonderbarer Mensch sein, um nicht zu begreifen, daß Hartleben daselbe thut. Für seine Kunst freilich wäre es besser, wenn er es nicht thäte.

Das beste am „Rosenmontag“ ist die getreue Wiedergabe des Milieus. Es ist im allgemeinen ein verdächtiges Lob, wenn man an einem Drama in erster Linie das Milieu loben muß. Das Drama kann nie und wird nie Milieu-Dichtung sein, wenn aus keinem andren Grunde, so aus dem einfachen, aber durchschlagenden, daß es auf diesem Gebiet dem Roman gegenüber immer roß bleiben muß. Der Roman kann die Stimmung eines Hauses, eines Standes, einer Stadt viel feiner geben, als selbst das raffinierteste Bühnenstück. Wenn der kritische Protest gegen die Milieudramen ungehört verhallen sollte, werden schließlich die Schauspieler rebellieren, die mit vollem Recht — ich bitte um Verzeihung! — nach Rollen, nach großen menschlichen Aufgaben verlangen.

Bei Hartleben hat nun freilich die breite Wiedergabe des Milieus einen guten ästhetischen Grund. In seinem Fall steckt die Tragik eben im Milieu und so giebt er mit dem Milieu zugleich die tragische Motivierung. Innerhalb dieser Grenzen ist sein Stück gut, von frischen und echten Farben. Seine Offiziere unterscheiden sich sehr vorteilhaft von den Vackfischidealen, die man im Theater der Frau Buße und anders wo genießen kann.

Ganz schlimm erdacht und durchgeführt ist der eigentliche dramatische Konflikt. Hartlebens Phantastie ist hier wirklich in bedenklicher Weise von der Hintertreppenromantik angesteckt worden. Vergewaltigen wir uns die Fabel: ein junger Offizier, der nebensher auch ein wenig Mensch ist, hat ein Verhältnis mit einem Mädchen, das er wirklich von Herzen liebt. Um diese fatale Sache — das Herz ist an der Sache das fatale — aus der Welt zu schaffen, schmieden zwei Vettern des Verliebten einen Plan, der wenig bewunderungswert, aber doch verständlich wäre, wenn er wirklich so aussähe, wie Hartleben uns anfangs glauben läßt. Danach verknüpfeln sie das kleine Mädchen an einen Kameraden, während der Verliebte auf einige Wochen abwesend ist. Das ist eine Handlungsweise, ganz würdig jener Damen, die Chemannier verführen, um eine Ehecheidung herbeizuführen. Aber immerhin: wenn sich das Mädchen verknüpfeln läßt, bleibt es menschenverständlich, daß sie dem Liebhaber seine Thorheit zu Gemitt fähren wollen — sei es auch durch eine grausame Gewalttat. Aber Spaß — das Mädchen läßt sich gar nicht verknüpfeln. Hartleben läßt uns das einige Akte hindurch glauben, um dann schließlich kalt lächelnd zu erklären, daß er uns genasführt hat. Das ist ein gewöhnliches Taschenspielerkunststück und nicht einmal ein schönes. Die Offiziere haben das Mädchen in die Wohnung eines Kameraden gebracht, haben ihr vorgelogen, daß ihr Liebhaber heimlich verlobt sei, und als sie darüber nach einem Weinkampf ohnmächtig zusammenbricht — setzen sie sich, roß wie Kuhälter, an den Spieltisch und lassen das Gerücht in Umlauf kommen, daß sie in jener Nacht die Treue gebrochen habe. Das ist eine Gemeinheit, die — man nimmt uns das hoffentlich nicht übel — im Milieu des Offiziersstands wirklich nicht so ohne weiteres begründet ist. Die beiden Vettern mögen noch hingehen — sie sind schließlich an der Sache direkt beteiligt. Daß aber ein ganz unbeteiligter Offizier sich ohne triftigen Grund zur Hauptrolle dieses Schurkenstreichs hergeben sollte — das lehnen wir höflich ab.

Mit der Schuld des Mädchens fällt eigentlich das ganze Stück und sinkt zu einem bedauerlichen Irrtum herab. Wenn das Mädchen unschuldig und gut ist — warum hätte sich nicht ein Modus finden sollen, bei dem er Offizier und sie seine Geliebte bleiben könnte? Wie ihre Schuld eine erfundene Geschichte ist, so ist auch Hartlebens Tragödie eine erfundene Geschichte. Wir haben eine kompliziert erfundene Theaterintrigue vor uns, die sofort auseinander fällt, wenn man einen Stich auftreibt. Maschinenarbeit, sagt Frau Alving.

Es sei mir gestattet, an Othello zu erinnern. Auch Desdemona ist unschuldig, auch Othello befindet sich im Irrtum — aber dafür macht Shakespeare auch den Irrtum zur Tragödie. In dem Handel zwischen Othello und Jago liegt die Tragödie. Daß jene große Natur von einem kalten Schurken betrogen und verraten werden konnte, der Irrtum einer leidenschaftlichen Seele — das eben ist die Tragödie. Hartleben macht nicht den Irrtum des Offiziers zur Tragödie — er motiviert mit dem Irrtum eine ganz andre Tragödie, und das ist freilich ein etwas lustiges Fundament.

Im Vordergrund der Darstellung standen Ritter, Wasser-mann und Eise Lehmann. Wir müssen uns heute leider mit dieser kurzen Bemerkung begnügen. — Erich Schlaifer.

## Kleines Heuileton.

**a. Giftige Ziegenmilch.** Bekanntlich sind Gifte, besonders Pflanzengifte, nicht allen Tieren in gleicher Weise schädlich, sondern eine Tierart kann ohne Schaden Pflanzen genießen, die anderen Tieren Erkränkung oder gar den Tod bringen. Man hat z. B. die Beobachtung gemacht, daß die sonst so harmlose und bei uns als Suppenkraut geschätzte Petersilie bei Papageien schwere Vergiftung hervorruft. Ganz besonders giftig sind nun Ziegen. Sie genießen straflos Pflanzen, die dem Rindvieh schädlich sind. Diese Giftfestigkeit der Ziegen hat aber eine sehr bedenkliche Seite. Das Gift der von ihnen genossenen Pflanzen gelangt nämlich sehr oft in die Ziegenmilch und wirkt dann auf Menschen, welche diese Milch trinken, gerade so, wie wenn sie das Gift direkt zu sich genommen hätten. Es kamen Fälle vor, in denen Menschen an Vergiftung durch Herbstzeitlose litten; man konnte sich gar nicht erklären, bei welcher Gelegenheit diese Leute Colchikum zu sich genommen hätten, bis man endlich dahinter kam, daß Ziegen, deren Milch von den später Erkrankten getrunken war, ganz gemächlich Colchikum gefressen hatten. Man sollte deshalb sehr vorsichtig sein bei der Auswahl des Futters, das man Ziegen zukommen läßt. —

### Musik.

Seit 1. Oktober ist denn die ganze wilde Jagd der Konzerte mit ihren wohlbeliebten Typen losgelassen. In jedem Herbst wird sie von den Entsehrungen der Betroffenen begleitet; doch die alljährlichen Drohworte der zum Streifen geeigneten Musikkritiker gehen bald in dem Alltagsgetriebe unter. Zum Teil mag hier ein gut Stück Mitleid spielen mit der Anzahl der kleinen Künstler, die Opfer über Opfer bringen, um sich in Berlin mit dem nötigen Tribut an die Konzertagenturen den für ein Wirken in der Provinz nötigen Effekt zu holen. Das sind keine Konzerte, die dem großen Publikum oder dem kleinen der Kemer etwas Neues zu sagen, ja selbst nur den Genuß von Wertvollem überhaupt zu bieten pflegen. An solchen fehlt es, zumal im Verhältnis zur Größe Berlins, so sehr, daß inmitten der Ueberzahl von Konzerten und zwar von teilweise recht guten Konzerten das ungläubliche Wort ausgerufen werden kann: „Es fehlt in Berlin noch immer an genügend vielen guten Konzerten“. Weniger unglücklich ist das ebenfalls richtige Wort, daß es zu wenig Konzerte für rein künstlerische Art in Berlin giebt; hier würde Wagenden noch ein gutes Geschäft winken.

Einstweilen kann man sich besonders freuen über die paar bescheiden-bornehmen Veranstaltungen, die abseits von dem gläsernen Gesellschaftsglanz ihr stilles, edles Licht leuchten lassen. So die Abende des „Anschusses zur Veranstaltung von Volksaufführungen“, speciell mit seinem Bestreben, die größeren Werke der Chor-Litteratur den Arbeitern zugänglich zu machen, wofür zumal Herr Musikdirektor C. Mengewein seine Kräfte einsetzt; so andererseits Konzerte für Kammermusik, sofern sie sich bestreben, für diesen Zweig der Musik durch ein über Altgewohntes hinausgehendes Repertoire und durch eine nur dem Ganzen dienende künstlerische Spielart einzunehmen. In diesem Sinn hat uns nicht bald ein Konzert so viel Freude bereitet wie das vorgestrige der „Berliner Kammermusik-Vereinigung“. Hier war namentlich die aus Klavier, Streichern und Bläsern zusammengelegte Kammermusik vertreten. Es ist keine Uebertreibung, daß dabei ein Mozartsches Werk als „Nobilität“ bezeichnet war. Mozart hat gerade an solchen Kompositionen sehr vieles wenig Gehörte von höchstem Wert produziert; sein Adagio und Rondo für Klavier, Flöte, Oboe, Bratsche, Cello und Bass war in dieser Wiedergabe ein erlebter Genuß. Noch mehr darf dieses Wort gelten von dem hier wieder einmal gehörten Sertett Hummels für Klavier, drei Flöten und drei (tiefer) Streicher. Ein Werk älteren Stils, von einer Erfindungskraft und Klangwirkung, wie nicht bald ein zweites! Die Reproduktion war, zumal was das Zweinänderpiel betrifft, so meisterhaft, daß der Wunsch nach kräftiger Gestaltung und Accentuierung und nach einer etwas minderen Zurückhaltung einzelner Instrumente gegenüber jenem schönen Eindruck nicht viel besagte. Wieder aber wurden wir gemahnt an die schwierige Rolle, die heutzutage die Holzblasinstrumente sowohl anderswo, als auch hier neben dem modernen Klavierklang spielen; Flöte und Oboe waren größtenteils entschieden zu schwach. Das Wagner einer doppelten Besetzung dieser Stimmen wäre nicht eben eine Willkür. — August Aughards Schiffslieder nach Lenau'schen Gedichten (op. 28) für Klavier, Oboe und Bratsche sind Lieder mit nur unterlegten Worten. Sie geben in sehr geschickter Weise die Stimmungen, sind aber im allgemeinen — höchstens ausgenommen das fünfte — von einer trostlosen Armut der Erfindung und lassen damit um so schwerer auf dem Zuhörer, als sie sich in eine redselige Breite ergeben, wo eine pointierte Kürze wohl glücklich hinüberhelfen würde.

Die Seele dieser Kammermusik-Vereinigung scheint die Klavier-Spielerin Martha Hornig zu sein. Ihrem gediegenen Spiel — das später noch (am 30. November) in einem eigenen Klavierabend zu hören sein wird — und ihrem aufscheinend ausschlaggebenden Verdienst um das Ganze gebührt mehr Anerkennung, als so mancher glänzenderen Effectarbeit. — sz.

### Völkerkunde.

— Ueber das Erscheinen der Slaven in Deutschland sprach Virchow in der 31. Versammlung der deutschen

anthropologischen Gesellschaft zu Halle. Fragt man, wie denn die Slaven früher waren, so versucht man darauf aus der Betrachtung der Haut- und der Haarfarbe und der Beschaffenheit der Schädel eine Antwort zu erhalten. Hierbei ergibt sich nun folgendes: Je weiter wir von Berlin aus südlich nach Sachsen und dem Erzgebirge zu gelangen, desto größer wird die Zahl der Brünetten und der Menschen mit dunklen, feurigen Augen, die bei den Südslaven, den Croaten und Serben heute vorherrschen. Diese Thatsache ist schon für das 12. Jahrhundert durch den Reisebericht eines arabischen Arztes belegt, der von Cordova nach Norddeutschland reiste. Bei den Finnen besteht das umgekehrte Verhältnis. Die nördlichen Finnen und Lappen sind dunkel, während die Südfinnen blond sind. Auch bei den Slaven in Hinterpommern und Nordposen überwiegen die Blondes. Danach scheint der rein physische Standpunkt eine Klassifizierung der Slaven und deren Abgrenzung nicht möglich zu machen, denn die Untersuchung der Schädel führt zu einem ähnlichen negativen Resultat. Der Referent sagte seine Darlegungen dahin zusammen, daß es kein einziges Merkmal gebe, auch nicht zwei, die ausreichend wären, um mit Bestimmtheit zu sagen, seit dieser Zeit sind die Slaven in diesen bestimmten Grenzen in Deutschland. Man muß vielmehr erst die Chronologie feststellen und dann die Stämme begrenzen. Die Untersuchung ergibt, daß eine Aufeinanderfolge von Einwanderungen anzunehmen ist. Von Cetinje bis nach Moskau sitzen die Slaven aber in zum Teil parallel, zum Teil fächerartig angeordneten Zonen. An einzelnen Stellen nun sind diese Zonen durchbrochen worden, wie im hannoverschen Weidland, wo jetzt noch slavische Dörfer zwischen germanischen Distrikten vorkommen. Die Slaven sind vom Osten über die Elbe gekommen und haben — Zeugnis dafür sind die Gräberfelder bei Raumburg — längs der Saale bei Halle einen Vorstoß bis an den Harz hin gemacht. Auch vom Fichtelgebirge sind sie in den Maingau und nach Mittelfranken und in zerstreuten Zügen nach Schwaben vorgezogen. Noch heute ist die Verschiedenheit der Dorfanlagen beider Stämme deutlich erkennbar. Dagegen hat Medner bisher nicht erkannt, was ein slavischer oder was ein germanischer Schädel ist. Es scheint zu einer Zeit schon eine Vermischung eingetreten zu sein, für die wir sonst keinen Anhalt besitzen. —

### Geographisches.

— Neue Nachrichten von Sven Hedin. Am 27. Juni fand sich der Reisende an dem Orte Abdal, der am Flusse Tarim, nicht weit von der Stelle gelegen ist, wo dieser Fluß in der Wüste in einer Menge flacher Seebecken verschwindet, die alle zum System Lobnor gehören. Der Tarimfluß, den Hedin als den größten im Innern Asiens bezeichnet, verfließt alle einzelnen Seen dieses Systems mit Wasser und entleert auf diese Weise seine große Wassermasse. Der Ort Arghan, von wo Hedin's vorletzter Brief vom 10. Juni abgefaßt wurde, liegt auch am Tarim, aber etwas nördlicher. Hedin hatte von da an mit seiner Fährde den Fluß und dessen nächste Umgebung untersucht. Der Fluß bildet auf dieser Strecke mehrere große, höchst eigentümliche Seen, die alle lartiert wurden. Als er den Ort Tzegeleit-uj erreicht hatte, löste sich der Fluß in eine Menge kleinerer Seen auf, die alle zu flach waren, als daß die Reife mit der Fährde hätte fortgesetzt werden können. Dieses Fahrzeug, mit dem Hedin so viele Meilen auf dem Flusse zurückgelegt und das ihm viele Anstrengungen erspart hatte, mußte er jetzt verlassen. Der Rest der Reise mußte auf einem weniger tief gehenden Fahrzeuge vorgenommen werden, nämlich einer Art Pontonfährde, die aus drei zusammengebundenen Kanoes angefertigt wurde, worauf ein Deck angebracht und ein Filzzelt errichtet wurde. Um die engeren Verzweigungen des Flusses oder seine Zuflüsse zu untersuchen, wurde ein einzelnes Kanoo und ein kleines englisches Segelboot benutzt, das Hedin zu diesem Zweck mitgenommen hatte. In seinem letzten Schreiben berichtet Hedin Näheres über seinen Ausflug, den er Anfang März mit einem kleineren Teil der Karawane vom Winterlager am Yangi-köl nach Nordosten zu bis zu dem südlichen Abhang der Bergkette Karruktak unternahm, und auf dem er ein früheres, jetzt ausgetrocknetes Flußbett des Tarim, Kum-darya, untersuchte. Hier in der Nähe entdeckte er auch den Boden eines großen, ausgetrockneten Sees, vielleicht den älteren Lobnor; dieser liegt östlich von dem jetzigen Lobnor oder richtiger von den vier Seen, die Hedin im Jahre 1896 entdeckte. Der Seeboden war mit einer dicken Schicht Salz und mit Millionen von Muschelschalen bedeckt. An den Ufern waren große Strecken mit vertrockneten Büschen und Noßr bedeckt. Ueberreste von abgestorbenen Wäldern, ausschließlich aus Pappeln bestehend, sowie zahlreiche Ruinen von Häusern, Befestigungswerken, Tempeln, Herbergen, Weggpyramiden und Wachtürmen, oft verziert mit kunstvollen Holzschmuckereien, fanden sich überall. Diese Gegend will Hedin im Herbst sorgfältig untersuchen, und er verspricht sich hier eine interessante und reiche Ausbeute. Mitten in der Wüste fand Hedin auch einen großen neugebildeten See mit Salzwasser, der von ihm genau untersucht wurde. Auf bisher unbekanntem Wege ging Hedin dann nach seinem Winterlager am Yangi-köl zurück. Während seines Aufenthalts in Abdal hatte er auch mehrere der Gesänge aufgezeichnet, welche die Lobnorleute viele Generationen hindurch gesungen haben, wenn sie draußen auf Fischerei waren, die den Hauptverdienst der längs des Tarimflusses und an den Lobnorseen wohnenden Bevölkerung bildet. Am 28. Juni beabsichtigte Hedin südwärts zu reisen, um mit der Karawane in den Hochthälern am Tjimentag zusammen zu treffen. —

